Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Martin Collin, ein Frühvollendeter
Autor: Baur, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575400

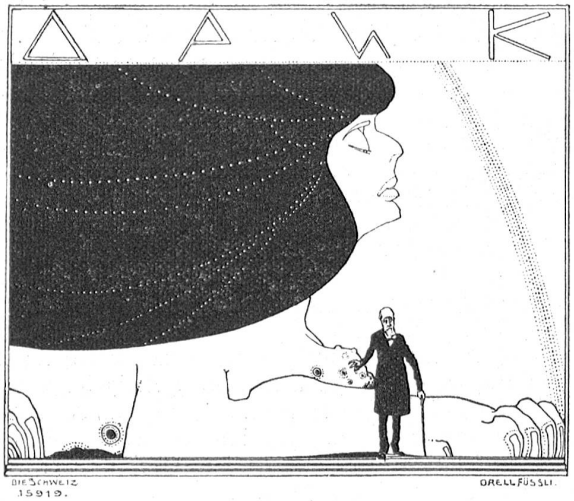
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Dank-Karte, von Robert Reimann, Veltheim, für Alfred Ernst entworfen.

Eine seltene Feier

beging am 24. Juli der Winterthurer Kunstverein. Zu Ehren des in den Kunstkreisen der ganzen Schweiz bekannten Konservators Alfred Ernst hatten sich zahlreiche Mitglieder im städtischen Kasino eingefunden; denn an diesem Tage feierte Herr Ernst seinen neunzigsten Geburtstag in körperlicher und geistiger Rüstigkeit, nachdem er ein ganzes Menschenalter hindurch dem Vereine treue Dienste geleistet. Der Jubilar gehört zu den Männern, die im Jahre 1848 den Kunstverein gegründet haben; später war er vorübergehend im Orient tätig, und Konservator der rühmlich bekannten Winterthurer Kunstsammlung ist er seit dem Jahre 1877. Das Kunstleben Winterthurs ist mit Alfred Ernsts Namen aufs engste verknüpft; mit Begeisterung und Liebe waltet er seines Amtes, väterliche Fürsorge ließ er von jeher einzelnen Künstlern angedeihen und interessiert sich heute noch wie ehedem um alles, was mit der Kunst irgendwie im Zusammenhang steht. Daneben ist er gesellschaftlich rege und beteiligt sich am öffentlichen Leben der Stadt Winterthur, in deren Exekutive er einstmals saß, mit großem Interesse. Im Vorstande des Kunstvereins ist der Greis mit dem wallenden Barte noch immer ein rühriges Mitglied. — Am Ehrenabend von Alfred Ernst, zu dem zahllose Kundgebungen von allen Seiten, von Behörden und Privaten, einliefen, schilderte der Vereinspräsident, Architekt Jung, die Verdienste des Jubilars, ebenso Stadtpräsident Geilinger und dann namentlich in sinnigem Zusammenhange Vizepräsident Geo. Volkart. Die Zusammenkunft hatte einen intimen Charakter, die Bevölkerung nahm aber Anteil daran, und die Presse gedachte des Ereignisses in ehrenden Worten. — Die originelle Karte, mit der Papa Ernst all die Glückwünsche verdankte und die wir hier mit dem Bilde des Jubilars in seinem Allerheiligsten wiedergeben, stammt von dem jungen Veltheimer Künstler Robert Reimann.

A. H.

Martin Collin, ein Frühvollendeter.

Mit zwei Bildnissen. Nachdruck verboten.

Wenn wir diese Zeilen der Oeffentlichkeit übergeben, so tun wir aus innerem Drang heraus, was wir nicht lassen können. Die vielen Freunde und Verehrer des so bald zur Ruhe Gekommenen haben ein Anrecht darauf, den Lebensgang des Mannes kennen zu lernen, von dessen Tod sie so jäh erschreckt worden sind. Und wenn er dazu beiträgt, unserer Zeit zu zeigen, daß die mißhandelten Großen, die vergeblich ringenden Künstler noch nicht der Vergangenheit angehören, daß auch heute noch solche Tragödien mitten unter uns geschehen, wenn er dadurch manchem zu besserm Lose verhilft, so wird es dankbar rauschen in den Schwarzwaldtannen über Collins Grab.

Knabenzeit.

Martin Collin ist am 1. November 1882 zu Stettin geboren. Sein Vater war damals Opernkapellmeister am Stadttheater der alten Hansestadt. In der freien Zeit erteilte er Gesangunterricht im Hause seiner Schüler und auch in der eigenen Wohnung. Die Mutter war vor ihrer Verheiratung Sängerin an verschiedenen Bühnen gewesen. Die Musik war also in der Familie das ganze Leben.

Die Wiege des Neugeborenen stand im Zimmer, in dem gesungen und gespielt wurde. Schon in das unbewußte Kindesleben klang die Welt der Töne hinein und verfehlte nicht, das Gehör des Knaben in seltener Weise zu bilden. Schon mit vier Jahren hat er sich aus einem Stück Holz und vier Schnüren selbst eine Geige gebaut und selig daran gezupft: „Vater, es tönt, es tönt!“ Und fragte ihn die Mutter: „Was soll ich dir schenken?“ so führte er sie gewiß zu einem Instrumentenladen.

Man glaube nun aber nicht, daß man es mit einem jener unnatürlichen, fast greisenhaften Knaben zu tun habe, die keine Jugendfreuden genossen und in künstlicher Weise großgezogen wurden, sodaß sie all ihre Lebenskraft auf das eine Gebiet beschränken müssen, wie wir es etwa von einem Raphael Mengs hören. Davon war — wir müssen das angesichts der großen Versuchung, die bei der seltenen Begabung für den Vater nahe lag, besonders betonen — keine Rede. Als fröhliches Kind wuchs Martin heran. Er zerriß seine Hosen wie jeder andere Junge. Ja, seine Mutter erzählt, daß für ihn kein Baum zu hoch war, er mußte erklettert werden.

Er durchlief die Schulen mit gutem Erfolg. Seine Eltern waren inzwischen nach Nürnberg und später nach Straßburg übergesiedelt. Sie legten großen Wert darauf, daß ihr Sohn in der allgemeinen Bildung nicht zurückblieb. Er besuchte in Straßburg den Konfirmandenunterricht und die Realschule. Er wurde bei den Hausaufgaben überwacht. Kurz, von Ausnutzung und künstlicher Steigerung seines Talentes war keine Spur vorhanden. Zuviel hatte der Vater von dem Schicksal solcher armer mißbrauchter Kinder gehört, um sich selber eines ähnlichen Verbrechens schuldig zu machen.

Für die Freiheit, die man vernünftigerweise dem Knaben ließ, spricht auch der Bericht von seinen theatralischen Versuchen. Mit seinen Freunden baute er als Zwölfjähriger im Hof seines elterlichen Wohnhauses zu Straßburg eine Bühne, kaufte mit den paar ersparten Pfennigen bunte Fetzen und Lappen, Waffen und Requisiten, studierte, regissierte, dramatisierte und ruhte nicht, bis die junge Truppe unter seiner Leitung — Shakespeares Richard III. aufführen konnte. Welch ein Triumph, wenn die geladenen Gäste, Mütter und Kinder aus den anstoßenden Häusern, versammelt waren, der Regisseur, Theaterdirektor, Heldendarsteller in einer Person, Martin, vor den Vorhang trat und die selbstkomponierte Ouverüre auf seiner Geige vortrug! Dann ging der Vorhang in die Höhe und

„Nun ward der Winter unsres Mißvergnügens
Glorreicher Sommer durch die Sonne Yorks.“

Bei jedem Aktschluß schlüpfte der Knabe wieder vor die Rampe und besorgte die Zwischenmusik. Ist das nicht ein Bild zum Malen? Spricht nicht die Wahl des Stücks für den feinen Tastsinn des halbflüggen Kindes, für seine ahnungsvolle Seele?

So sehr ließ man ihn gewähren, daß in jener Zeit sein strenger Geigenlehrer, Konzertmeister Schuster, oft die Stirne kraus zog, wenn er von ausgelassenen Knabenstreichen hörte, statt von angestrengter Arbeit. Ach, er hat diese später in fast allzureichem Maße nachgeholt!

Das Wunderkind.

Von einem solchen darf man dennoch, und zwar im guten Sinne, reden.

Mit dem sechsten Jahr erhielt Martin zu Weihnachten die erste Geige und den ersten Unterricht. Wohl mag ja auch schon früher seine Hand über die Saiten geglitten sein, vielleicht wie es eine begeisterte Kritik im Geiste sah, die wir deshalb er-

wähnen, um zu zeigen, wie rührend oft der Dank der Hörer sich äußerte:

„Es war einmal ein kleines Bübchen, das hatte einen musikalischen Vater. Der Vater hatte im Zimmer einen großen Kasten, der hatte viele weiße und schwarze Zähne im Rachen. Wenn das Bübchen die Zähne mit seinen Händchen berührte, schrie der Kasten: ‚Wau, wau!‘ Erschreckt floh das Bübchen dann davon und kletterte auf einen Stuhl, der an der Wand des Zimmers stand. An der Wand hing ein braunes, kleines Kästchen, das hatte vorn zwei Löcher, und vor den Löchern waren vier Schnüre aufgespannt. ‚Piep, piep‘ klang es aus dem Kästchen, wenn Bübchen die Schnüre berührte. Eines Tages brachte Papa dem Bübchen, um ihm eine Freude zu machen, ein kleineres ähnliches Kästchen mit und zeigte dem Kind, wie man mit einem Stäbchen die vier Vögelchen darin, eins nach dem andern, singen machen konnte. Als das Bübchen sieben Jahre alt war, durfte es schon vielen Leuten die Künste zeigen, die es seine Vögelchen gelehrt hatte. Ein Fürst, den Papa kannte, gab den kleinen Tausendsassa einem berühmten Meister in die Lehre. Der zeigte ihm und lehrte ihn, was alte und neue Zauberer für sie aufgeschrieben hatten ...“

Acht Jahre alt war das „Bübchen“, ein zierliches, putziges Kerlchen, das alle Herzen nur schon durch das bloße Auftreten gewann, als es zum ersten Mal sich vor der großen Oeffentlichkeit hören ließ. Sein Lehrer, Herr Konzertmeister Blankensee, der jetzt noch in Nürnberg seines Amtes waltet, berief Martin zu einem Symphoniekonzert, das in der Meistersingerstadt am Karfreitag 1891 mit der Hauptnummer der Faustsymphonie mit Chor von Liszt gegeben wurde. An diesem kirchlichen Feiertag war jeweilen das Theater in einen Konzertsaal umgewandelt, und die Darbietungen waren bekanntermaßen ausgezeichnet. Ohne eine Spur von Angst und Ablenkung betrat der lockige Knabe in seinem Matrosenkleidchen das Podium, spielte fehlerlos und mit edelm Verständnis das D-dur-Konzert von Bériot mit Orchesterbegleitung und eine Rêverie von Vieuxtemps. Das Publikum war hingerissen und zwang ihn zu einer Zugabe. Hofrat Kaim, der damals sein berühmtes Orchester gründete, berief ihn nach München. Hofrat Eugen Frankfurter anerbot ihm eine Tournee durch Europa unter den günstigsten Bedingungen. Aber die Eltern lehnten beide Vorschläge ohne weiteres ab.

Das ist umsomehr anzuerkennen, als gerade damals der elfjährige polnische Klaviervirtuose Koscalsky in Nürnberg weilte und reichen Ertrag auf seinem Triumphzug einheimste, den als solchen die Künstlerfamilie Collin ganz wohl auch hätte brauchen können.

Die beiden Knaben spielten zusammen im Hotel, und zwar als Künstler, nicht als Kinder. Es ist interessant, sich in den Seelenzustand solcher seltenen Menschlein zu versetzen. Sonst stand ihnen immer eine andere Welt, die der Erwachsenen, gegenüber. Hier war Fleisch von ihrem Fleisch. Martin, der sonst immer behauptete: „Was machen denn die Leute mit meinem Spiel für Geschichten!“ sagte beim Nachhausegehen: „Soviel wie der kann ich auch noch!“ Mit großem Bedauern hörte er später von dem frühen Hinschied des jugendlichen Kunstgenossen.

Statt also das Kind dem profitgierigen reisenden Virtuosentum in die Arme zu werfen, ließen es die Eltern Kind sein. Und das war gut so. Sie zogen bald darauf nach Straßburg. Hier besuchte Martin die Realschule und wurde Herrn Konzertmeister Heinrich Schuster vorgestellt. Dieser hörte ihn — und von diesem Augenblick war er rastlos für ihn bemüht. Er bewirkte sofort seine Aufnahme ins Städtische Konservatorium und ruhte nicht, bis ihm sowohl der Statthalter von Elsaß-Lothringen, Fürst Hohenlohe-Langenburg, als auch der Bürgermeister der Stadt Straßburg ein schönes Stipendium bewilligten.

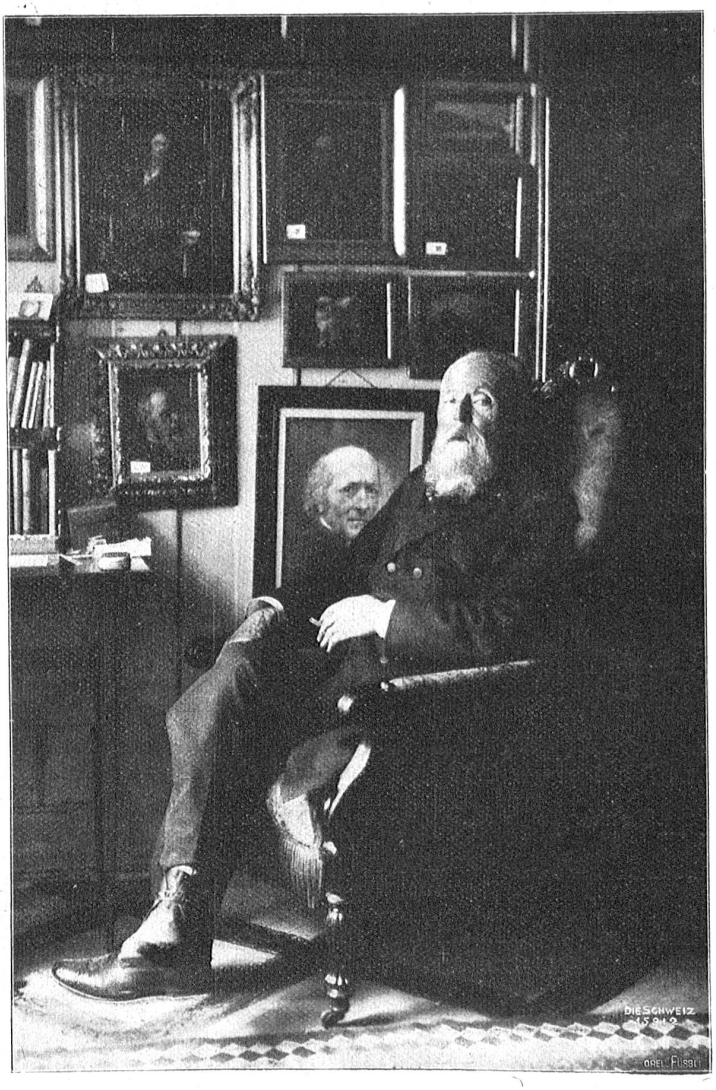
Jetzt war er des ausgezeichneten Joachimschülers Schuster bevorzugter Liebling und Jünger. So sehr schätzte dieser aufopfernde Mann das Talent Martins, daß er ihn nicht aus den Augen ließ und allerlei eingeschlichene Fehler unbarmherzig ausmerzte.

Schon sein früherer Lehrer in Nürnberg, Blankensee, hatte den zügellosen Spieler, mit dem die Begeisterung durchging, angefahren: „Entweder wirst du ein Zigeuner oder ein ganz Großer!“ Damit wollte er das wilde junge Pferd einfangen. Schuster hat es für ihn getan und mit Kandare, Sporn und Zuckerbrot auf den rechten Weg und in den besten Gang gebracht.

Er nahm den Knaben sogar mit in seine Sommerferien. Vier Wochen hat er mit ihm zusammen die Kur zu Howald in den Vogesen gebraucht, um jeden Rückfall in die ungebärdigen Zigeunerseitensprünge zu vereiteln. Das tut wohl ein vielbeschäftigter Lehrer nur, wenn er bei einem Schüler ganz Außerordentliches voraussetzt.

Es war und ist sonst den Konservatoristen nicht erlaubt, öffentlich aufzutreten. Fürst Hohenlohe, der große Stücke auf dem Knaben hielt, verhinderte es, so gut er konnte. Wenn ein Angebot mit hundert Mark Konzerthonorar eintraf, legte er die Summe selber aus, um dem Knaben kein Opfer zuzumuten. Auch bei den jährlichen Prüfungsfestlichkeiten der Schule, die sich jeweilen zu wahren Stürmen der Bewunderung für Martin gestalteten, stellte sich dieser verständnisvolle Mann mit großen Geschenken ein.

Aber einmal hat er doch spielen dürfen. Das war im Symphoniekonzert vom 9. Dezember 1894 in Weißenburg.



Alfred Ernst in seinem Arbeitszimmer.

Die Kritik schreibt: „Der jugendliche Künstler ‚kam, spielte und siegte‘ — er siegte glänzend, und zwar mit dem Bériotschen Konzert in A-dur, einer Elegie von Ernst und dem ‚spanischen Tanz‘ von Sarasate. Der kleine Collin beherrscht seine Geige — ein kostbares italienisches Instrument: fecit Giuseppe Testore, Milano 1732 — mit souveräner Sicherheit; die Technik ist glänzend, das Spiel in allen Lagen entzückend klar und rein, dabei wirklich seelenvoll.“ — Von diesem Tag an begegnen wir in den Kritiken aller folgenden Jahre den fast stereotyp wiederkehrenden enthusiastischen Bezeichnungen „Geiger-Prinz“, „Paganini II.“ und ähnlichen.

Martin selbst war über solche Erfolge ganz verblüfft. Und mit welchem fast anbetenden Entzücken konnte er von der Kunst der Großen, eines Joachim z. B., reden! Wie schaute er zu seinem Lehrer auf! Welch eine Demut besaß er, wenn er sich in sein mit der ganzen Kraft jugendlicher Bewunderung erfaßtes Ideal Paganini vertiefte! Die Biographie dieses unerreichten Meisters der Technik und der Seelenglut zugleich, seine „Schule des Geigenspiels“, war seine liebste Lektüre. Hier floß all das reichlich gespendete Lob, all die Verzärtelung und Verhätschelung, die er wohl erfuhr, schadlos in den Brunnen einer immer glühendern Verehrung und immer heißer gefaßter Vorsätze nieder. Hier endete das Wunderkind und reifte zu einem ganzen Künstler heran.

Ernste Arbeit.

Mit dem vierzehnten Altersjahr legte unser Junge mit einem Male die Ausgelassenheit des Kindes ab und stürzte sich in eine unausgesetzte Tätigkeit, eine für sein Alter erstaunliche Pflichterfüllung, die ihn bis an sein Ende nicht mehr verließ.

Im Jahr 1895 wurde der Vater als zweiter Kapellmeister ans Stadttheater von Basel berufen. Martin blieb noch ein Jahr zum Abschluß seiner dortigen Studien in Straßburg. Wie sehr seine Kunst gewachsen war, sieht man am besten daraus, daß er, als er den Eltern nach ihrer neuen Heimat nachgereist war, sofort ins Symphonieorchester aufgenommen wurde. Hier spielte er noch ein Jahr lang mit dem alten tüchtigen Konzertmeister Bargheer zusammen, der fest an eine große Zukunft seines Schützlings glaubte, leider aber bald darauf starb. Herr Dr. Hans Huber stellte dem Sechzehnjährigen eine glänzende Empfehlung an alle Konzertgesellschaften aus, die diese veranlassen sollte, den jungen Künstler als Solisten bei ihren Aufführungen zu engagieren.

Noch nicht ganz siebzehn Jahre alt war Martin, als er als Konzertmeister für die Sommersaison in Baden-Baden berufen wurde. Es war damals in der Kurstadt, die die höchsten Anforderungen stellt, ein Orchester aus ganz vorzüglichen Kräften beisammen. Alle Mitwirkenden — und das will in diesen Kreisen viel sagen — hielten ihren Führer am ersten Geigenpult für einen bedeutenden Künstler. Zugleich gastierte in Baden-Baden ein erstklassiges Wiener Operetten-Ensemble, das zu begleiten war. Und Martin, der vorher nie in einem Theaterorchester mitgespielt hatte, bewährte sich auch hier aufs beste. Daß es sich die Konzertleitung nicht nehmen ließ, die Anwesenheit eines solchen Geigers für sich solistisch auszunutzen, versteht sich von selbst. Als solchen hörte ihn auch Herr Professor Hugo Hermann aus Frankfurt a./M., der ihn sofort mit nach Frankfurt mitnehmen wollte.

Martin Collin (1882—1906).

Statt aber diesen lohnenden Aussichten zu folgen, war dem Unermüdlichen, der nie mit sich selbst zufrieden war, die Weiterbildung, wenn auch mit Opfern, das selbstverständliche Muß. Mit großer Verehrung hing er an dem Leiter des Stuttgarter Konservatoriums, Professor Edmund Singer. Nachdem er sich die Erlaubnis des Vaters geholt, das selbstverdiente und ersparte Geld hiezu zu verwenden, siedelte er nach der Hauptstadt Württembergs über, um seine Studien zu vollenden.

Er spielte dem berühmten Pädagogen eine Fuge aus den Solosonaten von Bach vor. Mehr war nicht nötig, um ihm sofort ein Stipendium zu erwirken, das ihm nicht bloß zum Geigenspiel, sondern zur Pflege aller andern Musikfächer den Weg öffnete. Drei Jahre war er in Stuttgart, hörte auch bei Professor Lang den Contrapunkt. Es würde die Grenzen unseres Nachrufs überschreiten, wenn wir ihm dabei im einzelnen folgen wollten. Genug, daß er sich auch hier bei den Prüfungen und in Privatzirkeln begeisterte Verehrer erwarb, die den Augenblick kaum erwarten konnten, bis er als einer der Ersten vor den Schranken Europas um die Palme rang.

Und doch ist mit dieser ernsten Studienzeit die eiserne Gewissenhaftigkeit im täglichen Ueben nicht beendet gewesen. Sein Fleiß kannte keine Grenzen. Essen und Trinken vergaß er beim Studieren. Mochten die Kritiker entzückt sein, er legte sich auf die Lorbeeren nicht schlafen. Ohne Aufhören konnte er an einem Takte stundenlang feilen, bis er ihm genügte.

Kein Wunder, wenn seine Technik daher eine ganz staunenerregende, verblüffende war. Kein Wunder aber auch, wenn — seine Gesundheit darunter litt.

(Schluß folgt).

Die neue Eisenbahnbrücke über die Thur bei Andelfingen.

Mit drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers. Nachdruck verboten.

Zehn Minuten oberhalb des Dorfes Andelfingen setzt die Eisenbahn Winterthur-Schaffhausen auf einer großen, mit ihrem zarten Gitterwerk allen Reisenden wohlbekannten Brücke über die Thur. Bald wild brausend ihre trüben Fluten dahinwälzend, bald zu einem ruhigen, zahmen Bache zusammengeschrumpft, eilt die Thur dem Rheine zu. Drei schlanke, über dreißig Meter hohe Steinpfeiler geben der hundertvierunddreißig Meter langen Brücke den nötigen Halt. Seit der Eröffnung der Bahnlinie, also fast dreißig Jahre, hat die alte Brücke dem Verkehr gedient. Nun sollte sie, ähnlich wie vor acht Jahren